

„Die Verschwendung der Kindheit“ **von Felix Berth**

(Beltz-Verlag Weinheim und Basel 2011, 17.95 Euro)

Rezension

und Kritik an der Rezension von Karin Ehler

„Plädoyer für gerechte Bildungsförderung“ (DDS Okt.2011)

von Andreas Salomon

Auf dem Titelbild bemüht sich ein kleiner, vielleicht dreijähriger Junge über einen riesigen Bretterzaun zu schauen. Was wird ihm vorenthalten?

Es ist ein großes Verdienst von Felix Berth, Journalist der Süddeutschen Zeitung und früherer Korrespondent der TAZ, mit gebotener Entschiedenheit darauf hinzuweisen, dass eine wachsenden Minderheit von Kindern in Deutschland in absoluter Armut lebt und ungefordert mit großen Defiziten ins Leben starten muss. Er weist darauf hin, dass diese Kinder später große Probleme haben, anspruchsvolle Jobs zu übernehmen, sie oft jahrelang von staatlicher Unterstützung leben müssen, ja häufiger krank werden und nicht selten kriminell.

Der Autor sieht vor allem – und das sollte Karin Ehler in ihrer Rezension in der DDS nicht übersehen - die Stabilität der gesamten Gesellschaft gefährdet, wenn eine chancenlose, frustrierte Unterschicht heranwächst. Wenn die frühe Kindheit dieser Kleinen „verschwendet“ wird, dann werde ein ganzes Land weniger lebenswert für alle. Jedes sechste Kind lebe in Deutschland bereits vom Geld der Sozialämter und jedes zehnte schaffe nicht einmal den Hauptschulabschluss.

Felix Berth befürchtet, was Karin Ehler nicht erwähnt, dass hier die Saat möglichen späteren Aufbegehrens heranwache. Er sieht tendenziell die eigene Sicherheit unseres Landes gefährdet und plädiert dafür, schon heute Stabilität und Prosperität der Gesellschaft von morgen zu sichern. „Eine gute Sozialpolitik gleicht einem Kitt, der eine Gesellschaft zusammenhält.“

Hier wird deutlich, dass Berth Journalist und nicht in erster Linie Pädagoge ist. Und auch das vermisse ich bei Karin Ehler. Der Autor geht nämlich nicht von dem elementaren Menschenrecht eines jeden Kindes auf eine umfassende Bildung aus, nimmt nicht das Individuum und dessen berechtigten Anspruch auf umfassende Förderung unabhängig von allen Beeinträchtigungen zum Ausgangspunkt seiner Forderungen, sondern hat Angst, die Gesellschaft könne aus den Fugen geraten. So zieht er aus dem Faktum, dass jedes fünfte Kind an der Schule scheitert, den Schluss: „Das sind zu viele für ein Land, das vor demographischen und ökonomischen Herausforderungen steht.“ Und man fragt sich leicht erschrocken, was wäre, wenn es weniger wären? Könnte oder gar sollte man dann damit leben?

Aber nichtsdestotrotz trifft Berths Beobachtung, dass schon bei Schulbeginn die Erstklässler extrem unterschiedliche Kompetenzen aufweisen, was Ausdruck eines

zunehmend steigenden Armutsrisikos ist, natürlich ins Schwarze. Der Autor fragt allerdings nicht, was durchaus nachdenkenswert stimmt, Ehler aber nicht reflektiert, wodurch diese gesellschaftliche Entwicklung begründet ist. Dann käme er möglicherweise zu ganz anderen Schlussfolgerungen, die sich sicher auf eine notwendige Änderung des ganzen Schulsystems beziehen würden oder gar noch weitergehende wären.

Er beobachtet vielmehr die Folgen der Vernachlässigung bestimmter Kinder und sieht, dass immer mehr Arbeitsplätze für Ungelernte wegfallen und der Bedarf an qualifiziertem Personal steigt. Also, so seine Forderung, gilt es, intensiv in die Frühförderung der besonders Vernachlässigten einzusteigen. Dass sich hier Investitionen wirklich lohnen, weist er nach mit Bezugnahme auf Versuche in den USA, bei denen bereits in den 60-iger Jahren ganz gezielt Kinder aus den „schwierigsten Familien“ mit großem Erfolg eine Frühförderung erfuhren.

Und wieder ist es der ökonomische Blick Berths („ökonomisch extrem erfolgreich“), mit dem er überzeugen will. In der Perry preschool in den USA habe die Gesellschaft das Zehnfache dessen eingespart, was der Kita-Platz ursprünglich gekostet habe, da entsprechende spätere soziale Folgekosten weggefallen seien. Es werde sichtbar, „dass es sich rechnet, die richtigen Kinder früh zu unterstützen.“ Frühkindliche Förderung führe zu besseren Schulergebnissen, diese zu einem höheren Einkommen, zu weniger Drogenabhängigkeit, zu geringeren Kriminalität.

Wie lässt sich nun die erforderliche Unterstützung im frühkindlichen Bereich in Deutschland für die, die es besonders nötig haben, konkret realisieren? Der Autor geht von leeren Kassen im sozialen Bereich aus und fordert das aus seiner Sicht Machbare, also eine Umverteilung des Geldes, das da ist. Grundsätzlich mehr Geld aus anderen Ressorts anzufordern, wird nicht ins Kalkül gezogen. Vielmehr gelte es, das Ehegattensplitting sowie das Kindergeld zu streichen bzw. mindestens sechs Jahre nicht zu erhöhen. Und ein Betreuungsgeld sei sowieso absurd, denn dies käme ja einer „Prämie für den Verzicht auf frühkindliche Bildung“ gleich, womit er sicher nicht unrecht hat. Aber Berth bleibt bei der vorgegebenen Prioritätensetzung der Geldverteilung und attackiert dies System nicht.

Die dann bei der Umverteilung entsprechend frei werdenden Mittel müssten zur Förderung der Kinder aus den schwierigsten Familien verwendet werden. Sie bräuchten die beste Unterstützung. Das sei die „wichtigste Maxime für die Sozialpolitik“.

Wenn es auch immer wieder verstörend wirkt, dass der Autor durchgehend das Primat der Ökonomie seinen Überlegungen zugrunde legt, so ist das Buch dennoch sehr lesenswert, weil es in überzeugender Weise aufzeigt, dass dringender Förderungsbedarf im frühkindlichen Bereich und dabei besonders ganz bestimmter gesellschaftlicher Schichten gegeben ist.

Dass die Investitionen sich auch rechnen, wird für Parteipolitiker wichtig sein – wir Gewerkschafter sehen aber vor allem, dass kleine Menschen auf der Strecke bleiben und fordern, dass jeder mitgenommen werden muss. Und wer besondere Hilfe braucht, dem muss sie auch in besonderem Maße zukommen. Da sind wir uns mit Berth völlig einig. Unsere Forderung könnte also in Zukunft lauten: „Eine Vorschule und Eine Schule für alle“.